

Von den Autobahnen der Erkenntnis – und versäumten Ausfahrten¹

Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, 1890–1990.* (= Österreichische Geschichte, hg. von Herwig Wolfram), Wien: Carl Ueberreuter 1994, 599 S., öS 740,00/DM 110,00/sfr 103,00, ISBN 3-8000-3532-4.

Eine Leserin und ihre historiographische Brille

Jede Buchbesprechung entwirft ihre „Expertise“ durch die Optik einer ganz spezifischen Lesebrille. Das macht es naheliegend, den historiographischen Standort, von dem her ich an die oben genannte Publikation von Ernst Hanisch herangehe, gleich vorweg zu benennen:

Ich gehöre zu einer Historiker/innen-Generation, der es in den letzten Jahren unter dem Stichwort „Dekonstruktion“ um eine Infragestellung gerade der großen Meistererzählungen ging. Mit gutem Grund: War doch die Defintionsmacht eines wissenschaftlichen Denkens fragwürdig geworden, das die gesellschaftliche Wirklichkeit ordnet und strukturiert, indem es *eine* – scheinbar zentrale – Norm setzt, der alles untergeordnet wird. Das angeblich Abweichende, das Ungleichzeitige, das Widersprüchliche bleibt ausgeblendet.

Der Paradigmenwechsel, der in den letzten 15 Jahren auch in der österreichischen Geschichtsforschung stattfand – vor allem unter der Chiffre „Frauenforschung“, aber auch unter den Stichwörtern „Alltagsgeschichte“, „Erfahrungsgeschichte“, „Regionalgeschichte“ –, war zweifellos so etwas wie ein Aufstand unterdrückten Wissens. Er erfolgte in zahlreichen innovativen Fall- und subtilen Detailstudien. Trotzdem ist es für mich selbst in dieser Zeit der verabschiedeten Metadiskurse keineswegs ausdiskutiert, ob es nicht so etwas wie eine „andere“, eine „neue“ historiographische Synthese geben könnte – eine, die nicht in die alten Schein-Homogenitäten und in schnelle Linearitäten verfällt. Reizvoll erscheint mir der Erkenntnisschritt über die neuen Partikularitäten und Dekonstruktionen hinaus allemal. In der geschichtswissenschaftlichen Landschaft Österreichs blieb er in den letzten Jahren aber fast durchwegs aus. Das machte natürlich gespannt auf ein Buch, das sich selbst die hohe Latte „*neue Gesamtschau*“ legte und sich damit einer Herausforderung mit recht ungewissem Ausgang stellte.

Dieser Bereitschaft zum tatsächlichen Versuch und zum Wagnis „Öffentlichkeit“ gehören meine Anerkennung und mein Respekt „vorweg“ – denn am Diskussionstisch allein läßt sich die Frage „Synthese ja/nein bzw. wie“ bestimmt nicht entscheiden.

1 Dieser Beitrag ist die schriftliche Fassung eines Statements, das die Autorin für den 2. Österreichischen Zeitgeschichtetag in Linz (22. bis 24. Mai 1995) formulierte. (Podiumsdiskussion mit Univ.Prof.Dr. Rudolf Ardel, Dr. Ingrid Bauer, Univ.Prof.Dr. Gerhard Botz, Dr. Dieter Groh und Dr. Albert Müller zum Thema: „Der lange Schatten des Staates“ – ein Modell für die österreichische Geschichte des 20. Jahrhunderts?)

Das Buch, sein Anspruch und seine Brüche

Ernst Hanisch's Unterfangen einer „Österreichischen Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert“ ist zweifellos ein imposanter, in vielem faszinierender Entwurf. Auch diese Version einer Besprechung des Buches ließe sich hier präsentieren. Ich greife aber in der Folge meine widersprüchlichen Leseerfahrungen heraus, wozu auch das Buch mit seinem latenten Anspruch, wenn schon nicht *die* gültige Gesamtdeutung österreichischer Zeitgeschichte vorgelegt zu haben, so doch zumindest ein „So war es ...“, provoziert.

Ich konzentriere mein Prüfverfahren auf drei Schwerpunkte: – auf die vom Autor gewählte Leitperspektive „Lebenschancen“, als einem verbindenden roten Faden durch diese von den Grundpfeilern „Wirtschaft – Herrschaft – Kultur“ (10) ausgehende Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts; – auf das Interpretations- und Darstellungsmodell einer „doppelt konstituierten Wirklichkeit“ und wie es in diesem Buch gehandhabt wird; – auf die Einbindung der Frauen- und Geschlechtergeschichte in das präsentierte gesellschaftsgeschichtliche Modell.

„Lebenschancen“ – Oder: „Oben-ohne-Bademode“ versus „Waschmaschine“

Eine der Klammern, mit welcher Ernst Hanisch die komplexe Wirklichkeit und Dynamik seines Untersuchungsfeldes zusammenhält, ist die Frage nach dem Wandel von „Lebensschancen“ für die österreichische Bevölkerung. Ich war überrascht von der Pragmatik dieser Leitlinie, entspricht sie doch so gar nicht den von allen Utopien blankgeputzten Begriffen postmodernen Denkens. Das macht sie nicht unsympathisch, im Gegenteil. Nicht zuletzt ist diese als Scharnier zwischen Struktur und Alltag gefaßte Kategorie vermutlich auch eine, in der jene „Betroffenen“ denken, die das Buch – als „das farbenfrohe Element“, als „das Fleisch der Geschichte“ (11) – besonders sichtbar machen will. Nur: Ein „relativ wertneutraler Begriff“ (11) – wie Hanisch nahelegt – ist die Leitperspektive „Lebenschancen“ offensichtlich nicht. Bei nicht wenigen seiner konkreten Exempel tauchte für mich die Frage auf: Wer mißt und woran mißt sich, was gestiegene Lebenschancen sind? An welchen Alltagsymbolen werden sie festgemacht? Und wie werden diese dem Selbstverständnis einer sozialen Gruppe gerecht? Ich bezweifle, daß es sich hier nur um – wie es bei Hanisch heißt – strukturelle und damit objektiv meßbare Optionen handelt: Die Wahrnehmungs- und Analyse-Kategorie „Lebenschancen“ hat eine stark subjektive und emotionale Schlagseite. Das Buch ist – und ich werde das an einigen Beispielen erläutern – der beste Beweis dafür.

So läßt sich etwa gegen den – für mich eher einem voyeuristisch-männlichen Blick geschuldeten – Aufhänger „Oben-Ohne-Bademode“ als Chiffre für eine Modernisierung weiblicher Lebenszusammenhänge auch das Alltagssymbol „Waschmaschine“ setzen. Das wäre weniger spektakulär, aber nicht minder aussagekräftig. Steht die Waschmaschine doch – wie Oral History Interviews immer wieder belegen – in der

Selbstwahrnehmung mehrerer Frauengenerationen des 20. Jahrhunderts für einen zentralen qualitativen Wandel: nämlich die zeitliche Freisetzung an den Haushalt gebundener weiblicher Arbeitskraft. Darüber hinaus hat die Technisierung des Haushalts auch das Image der Hausarbeit als „weibliche Naturaufgabe“ insgesamt verringert. Ein Mann vor dem Waschtrog war um einiges unvorstellbarer als der männliche Fingerdruck auf den Startknopf einer Waschmaschine.

Auch das „Auto“ – eines von Hanisch's zentralen Symbolen für Lebenschancen und Modernität ganz allgemein – bekommt aus der Perspektive weiblicher Lebenszusammenhänge eine ganz andere Wertigkeit. Der Autor selbst ist seinem „Leitfossil der Kultur des 20. Jahrhunderts“ (167) vor allem entlang dem Mainstream, sozusagen auf der Autobahn, gefolgt – vorbei an möglichen „Ausfahrten“ hin zu differenzierten *gendered views*. Da kommt dann natürlich auch nicht in den Blick, daß Frauen diesem Aspekt von Modernität immer „hinterhergefahren“ sind. Noch Anfang der 1990er Jahre besaßen in Deutschland 60 Prozent der Männer, aber nur 20 Prozent der Frauen ein eigenes Auto. Das hat nicht nur erhebliche persönliche Konsequenzen, was die Lebensqualität „Mobilität“ betrifft, sondern auch strukturelle Folgewirkungen. Denn dieses Faktum zieht sich hinein bis in die aktuelle Verkehrspolitik – nach wie vor meist gehandhabt als eine Politik von Männern für Männer – und in geschlechtsspezifisch unterschiedliche Interessenslagen, was die Ausrichtung dieser Politik auf den öffentlichen oder den Individualverkehr betrifft.

Noch ein letztes Beispiel sei hier angesprochen und relativiert: Im resümierenden Schlußkapitel des Buches bringt der Autor seine Sicht der Ambivalenzen des lebensweltlichen Modernisierungsprozesses unter anderem auf den folgenden Punkt: „Die Pluralisierung der individuellen Lebensstile, die weniger traditionsbestimmt waren, die selbst gewählt werden mußten, lösten eine Eintrübung des Gefühllebens aus, gepaart mit Einsamkeit und Aggression.“ (458) Aus einem Frauenforschungskontext heraus ist gerade dieser – für die Lebenszusammenhänge der weiblichen Bevölkerung ohnehin verspätet wirksam gewordene – Individualisierungsschub nach wie vor als eine jener zentralen Zäsuren zu benennen, die vielen Frauen überhaupt erst einmal ein Experimentieren mit eigenen, individuellen Gefühlswelten und Bedürfnissen jenseits von Familie ermöglichte. Während sich also die einen bereits kulturpessimistisch von „der Moderne“ verabschieden, haben andere diese in manchem gerade erst oder noch gar nicht erreicht.

In meiner Definition von gestiegenen Lebenschancen ist demnach auch ein Element eigener Definitionsmächtigkeit enthalten: Es wird nicht ausschließlich mit einem aufklärerischen Blick von oben bzw. einem mehr oder weniger sensiblen Fremdblick von außen definiert, was Lebenschancen sind. Für so einen Innenblick, für solche Selbstdefinitionen diverser Teilgruppen der österreichischen Gesellschaft ist im vorliegenden Modell einer Synthese kein Platz. Das würde sich auch gar nicht mit dem Selbstverständnis des Autors vertragen, der eher als Dompteur und Meister agiert und mit gebieterischer Hand eine in ihrer Komplexität aus allen Nähten platzende Wirklichkeit bzw. die Explosion der geschichtswissenschaftlichen Themen und Methoden doch noch zu bändigen und

in seine Raster einzuordnen versucht. Eine Alternative wäre die Haltung des – kontroverielle Interpretationsszenarien aufzeigenden – Moderators, der nicht „die Geschichte erzählt“, sondern der Erklärungsskizzen anbietet, Brüche thematisiert und Ungleichzeitigkeiten nachgeht.

Ich glaube, daß das nicht mehr eine nur wissenschaftliche Frage ist: Das sind unterschiedliche – auch ganz persönlich motivierte – Formen von Weltaneignung.

„Die Betroffenen“ – Oder: Puppen an meisterlichen Erzählfäden

Mit der beschriebenen Haltung des „Meisters“ gewinnen auch Hanisch's – durch die neuen alltags- und erfahrungsgeschichtlichen Diskurse der Historiographie angeregeten – Bemühungen einer Aufweichung der „Frontlinie zwischen der ‚kalten‘ Strukturgeschichte und der ‚heißen‘ Historischen Anthropologie“ (10) nicht durchgängig an Leben. Sein Verständnis einer aus objektiver Struktur und subjektiven Erfahrungen „doppelt konstituierten Wirklichkeit“ bleibt hierarchisch. Die „Betroffenen“ – wie die Akteure der Erfahrungsebene genannt werden – wirken eher wie Puppen an meisterlichen Erzählfäden denn wie Subjekte der Lebenswelt. Ihr Alltag ist so eindeutig der Strukturebene untergeordnet, daß er oft nur illustrativen Charakter hat. Das bringt zwar Farbigkeit und macht das Buch immer wieder zum Lesegenuß. Gleichzeitig ist so aber auch der Ort verspielt, an dem sich der Eigen-Sinn von Akteuren unterhalb der Ebene der großen Politik, und Spannungen hin zur Struktur, aber auch hin zur Interpretation des Historikers aufzeigen und thematisieren ließen. Überhaupt zur Marginalie wird die alltägliche Lebenswelt dann angesichts jener Politikdominanz, die das Buch für die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg vorgibt.

Ernst Hanisch ist mit dem Anspruch angetreten, die vielfältigen historiographischen Spuren entlang der „neuen“ Diskurse der Geschichtswissenschaft zu einem Gesamtbild zu verknüpfen. Das bringt mich zu einem letzten Schwerpunkt meiner Überprüfung des Hanisch'schen Modells, zur Frage nach seiner Einbindung der Frauen- und Geschlechtergeschichte.

Die Frau als Garantin für Lebendigkeit – Oder: Wie wurde der Diskurs der Frauen- und Geschlechtergeschichte aufgenommen?

Meine diesbezüglichen Leseerlebnisse lassen sich am besten mit der Schlagzeile „déjà vu“ charakterisieren. Zwar wird in der Einleitung des Buches der feministischen Geschichtsforschung Referenz erwiesen. Vor allem ihre Irritationskraft, ihr Beunruhigungspotential werden genannt. Aber waren Einleitungen und Vorwörter nicht schon immer der Ort, den die „allgemeine“ Geschichte den Frauen einräumte? Und waren nicht Hochstilisierung oder Dämonisierung – wie die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich nahelegt – eigentlich stets jene Mechanismen, mit denen man sich die Frauen letztlich vom Leibe hielt?

Einen ernsthaften, einen theoretischen Ort hat „Geschlecht“ – eine Kategorie, die ja nicht nur in bezug auf Frauen zu erörtern ist, sondern als zentrale Ordnungs- und Orientierungsmatrix von Geschichte und Gesellschaft, als Prinzip historischer Erfahrung und gesellschaftlicher Differenzierung – im Hanisch’schen Modell jedenfalls nicht. Die Begriffe „weiblich“ und „männlich“ werden dort, wo sie auftauchen, aus einem Alltagsverständnis heraus verwendet; oft inklusive jener Klischees, die in diesem enthalten sind. Das läßt verschwimmen – und zwar nicht nur für die Leser/innen, sondern auch für den Autor selbst –, auf welcher Analyseebene man/frau sich gerade befindet: Geht es um „Geschlecht“ in seiner sozialstrukturellen Dimension, handelt es sich um Normen und Rollenzuschreibungen im Feld der Ideologie, haben wir es mit weiblichen Selbstdefinitionen oder mit männlichen Imaginationen von der Frau zu tun?

Das einzige Darstellungssegment, in dem das Buch Frauen verstärkt auftauchen läßt, ist jenes der „Lebenswelt“: Dort wird aus Tagebüchern, Briefen von Frauen, aus alltagsgeschichtlichen Interviews von und mit Frauen und ähnlichem zitiert, ohne jedoch deren Erfahrungen auf frauenspezifische Realitäten hin auszuwerten. Vielmehr findet sich „die Frau“ bloß als Garantin für jene „Lebendigkeit“, die das Buch unbedingt einlösen will. Damit bleibt sie im klassischen Kontext der geschlechtsspezifischen Trennung von Kultur und Natur, von Struktur und Emotion, von Politik und Lebenswelt angesiedelt.

Bedauerlich ist auch, daß der in vielem erkenntnisreiche Abschnitt „Entwicklungsstränge“ glaubt, auf einen Längsschnitt „Geschlechterverhältnisse“ verzichten zu können, in dem sich das systematisch zu einem roten Faden hätte spinnen lassen, dem nun, sporadisch auf ein paar hundert Seiten verteilt, bestenfalls der Stellenwert eines höflichen Accessoiros zukommt. Und warum hat ein Buch, das sich von seinem Erkenntnisinteresse von der Modernisierungstheorie anregen ließ, nicht auch die Frage nach der „Modernisierung des Patriarchats“ gestellt bzw. nach den Periodisierungen und Zäsuren, die sich aus diesem Erklärungskontext ergeben? Ließe sich dann noch immer – wie Hanisch das nahelegt – für Österreich der Beginn einer sozialliberalen Ära bereits mit dem Jahr 1966 ansetzen: im Konnex mit der Alleinregierung einer politischen Partei, die sich bis in die frühen 1980er Jahre auf das Modell der patriarchalen Familie bzw. auf die dramatische Inszenierung einer hierarchischen Geschlechterdifferenz einbetonierte? Das in diesem Zusammenhang verordnete Denkverbot war ja nicht nur eine Fußnote, sondern einer der zentralen Anknüpfungspunkte für die Identität der „Österreichischen Volkspartei“. Was sind nun belangvolle, was sind vernachlässigungswerte Indikatoren, wenn es darum geht, den Auftakt eines gesellschaftlichen Aufbruches zeitlich zu präzisieren?

Mit einem konsequenten *gender*-Blick ändern sich auch die Strukturen und Zäsuren der „allgemeinen“ Analyse – bis hinein in ihre zentralen Annahmen. Ernst Hanisch schreckt in der Einleitung zu seinem Buch vor dieser Konsequenz zurück: „Ist es nicht sinnvoller, die allgemeinen Kategorien wie Arbeit – Macht – Sprache jeweils gebrochen durch die speziellen Kategorien wie Geschlecht, Alter, Klasse, Ethnie, Region zu denken?“ (11) – Meine Gegenfrage lautet: Sind diese „allgemeinen“

Kategorien voraussetzunglos? Hat sich nicht zum Beispiel das, was wir „Arbeit“ nennen, im letzten Jahrzehnt entscheidend verändert – nicht zuletzt aufgrund feministischer Theorie- und Explikationsanstrengungen. Das heißt: Wer die gesellschaftliche Realität entlang der – allgemeinen – Kategorie „Arbeit“ ordnet und sortiert, wird (bzw. könnte) heute etwas ganz anderes in den Blick bekommen als ein Forscher der 1970er Jahre mit seinem engem – auf Lohnarbeit reduzierten – „allgemeinen“ Konstrukt im Hinterkopf. In die von Hanisch vorgelegte Gesellschaftsgeschichte Österreichs im 20. Jahrhundert haben der Reproduktionsbereich bzw. die ihn konstituierende Arbeit – verstanden als prinzipielle gesellschaftliche Struktur – noch kaum Eingang gefunden.

„Ich kann mir nach dem Programm *rewriting history* gut eine österreichische Geschichte unter einer konsequent geschlechtsspezifischen Perspektive vorstellen, ohne eine vorhergehende Strukturgeschichte allerdings kaum,“ (11) schreibt Ernst Hanisch in der Einleitung zu seinem Buch. Das liest sich so, als ob der Autor im Hinterkopf hätte, daß Geschlechtergeschichte vor allem etwas mit den Weichteilen der Gesellschaft zu tun haben muß. Gegen dieses Mißverständnis sei abschließend noch einmal die volle Dimension der Kategorie „Geschlecht“ gesetzt: Sie ist als eine zentrale Ordnungs- und Orientierungsmatrix von Geschichte und Gesellschaft zu verstehen.

Ingrid Bauer, Salzburg